

Leseprobe aus:

**Schwester Jordana, Iris Rohmann**

## **Ente zu verschenken**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

Schwester Jordana  
mit Iris Rohmann

# Ente zu verschenken

*Barfuß unterwegs zu mir selbst*

Rowohlt Polaris

Originalausgabe  
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,  
Reinbek bei Hamburg, November 2015  
Copyright © 2015 by Rowohlt Verlag GmbH,  
Reinbek bei Hamburg  
Lektorat Regina Carstensen  
Umschlaggestaltung ZERO Werbeagentur, München  
Umschlagabbildung Thorsten Wulff  
Satz Karmina OTF (InDesign) bei  
hanseatenSatz-bremen, Bremen  
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany  
ISBN 978 3 499 62936 5

Meiner dominikanischen Familie zum  
800. Geburtstag. Und für meine Ordens-  
familie, die Dominikanerinnen  
von Bethanien, zum 150-Jährigen!



# Inhalt

Vorwort 9

1. **Allein im Spukschloss –**  
Nonnengeist trifft Hasenherz 13
2. **Das Kind, das aus dem Fenster flog –**  
und im Urvertrauen landete 40
3. **Ein Guckfräulein entdeckt die weibliche Seite**  
**Gottes 64**
4. **Krankenschwester oder Klosterfrau? Zwei Seelen**  
wohnen, ach, in meiner Brust 85
5. **Die «Grell-Grässlich-Gruselig»-Party 115**
6. **Hinter Klostermauern –**  
auf der anderen Seite des Schlüssellochs 127
7. **Und ob ich schon wanderte im finsternen Tal ...**  
Du bist bei mir! 146
8. **Als Gott Frankreich besuchte – oder: Wunder gibt**  
es immer wieder 176
9. **Wer barfuß unterwegs ist, kann sich leicht die**  
**«Dominikokken» einfangen 195**
10. **Helfer und Verhinderer und die blaue Aura des**  
**Planeten Erde 220**
11. **Für immer und ewig: Endlich Dein! 246**

Nachwort – Der inneren Stimme folgen 263

Zum Weiterlesen 265

Dank 267



# Vorwort

«Hey, was ist denn hier los? Trödelmarkt?» Gudrun kommt von ihrem Frühdienst aus der Chirurgie zurück. Sie wohnt im ersten Zimmer links, gleich neben dem Treppenhaus, hier im Schwesternwohnheim der Uniklinik Düsseldorf. Ab und zu grüßen wir uns, wenn wir uns sehen. Ansonsten wissen wir wenig voneinander. Doch heute kommt sie näher.

«Ja, so ähnlich», sage ich und lache sie an, «nur dass du alles umsonst bekommst.»

«Wieso? Brauchst du die Sachen etwa nicht mehr?»

«Genau. Ich gehe ins Kloster.»

«Scherzkeks.»

«Nein, wirklich.»

«So richtig Nonne, oder was?»

Ich lache wieder. «Ja, so richtig Nonne. Mit Schleier und allem.»

«Du bist doch gerade erst mit deinem Examen fertig – wozu hast du das denn gemacht, wenn du jetzt hinter Klostermauern verschwindest?»

«Ich bin sicher, ich werde es später noch brauchen. Aber jetzt spüre ich, dass mein Weg ins Kloster geht.»

Gudrun schaut mich skeptisch an.

«Na, dann viel Glück. Ähm, könnte ich diese Topfpflanze haben? Meine ist eingegangen, und ein bisschen Grün im Zimmer ist immer gut. Ich werde beim Gießen auch an dich denken.»



Bevor ich etwas sagen konnte, klemmte sie sich schon meine Yuccapalme unter den Arm. Dann verzog sie sich zum Mittags-schlaf in ihr Zimmer. Frühdienst macht müde.

Diese Episode ist nun fünfundzwanzig Jahre her. Und immer noch bin ich Schwester. Eigentlich müsste ich eine Art Silberhochzeit (oder Silberprofess) feiern, wenn ich denn nicht zwischendurch den Orden gewechselt hätte. Nicht ganz freiwillig, wie Sie in diesem Buch erfahren werden. Viele Frauen haben aufgeschrieben, warum sie ihren Orden verlassen haben. Das habe ich nicht getan, ich zähle zu den Schwestern, die sagen: «Ich bin noch drin – trotz allem», und das ist eine völlig andere Perspektive. Letztlich ist es ein Plädoyer fürs Aushalten, fürs Mitmischen, für den Mut, seinen eigenen Weg zu gehen, selbst wenn andere Menschen oder Institutionen einem Steine in den Weg legen.

Ich habe mir viele Gedanken darüber gemacht, was es mit meinem besonderen Lebensweg auf sich hat und wie meine Berufung zustande kam. Schließlich wird man ja nicht als Schwester geboren – zumindest nicht als Ordensschwester. Das Buch hier ist aber keine Biografie. Über meine Eltern und Geschwister werde ich nicht viel erzählen, diese Geschichte gehört allein meiner Familie und mir. Auch habe ich die meisten Namen verändert, Situationen ausgelassen und manche Personen oder Orte bewusst nur schemenhaft beschrieben.

Stattdessen geht es mir, so altmodisch es sich im ersten Moment anhört, um das Thema Berufung. Wie sie entsteht, wie auch krumme Wege am Ende zum Ziel führen können. Ich möchte Menschen dazu bewegen, ebenfalls auf Spurensuche zu gehen, um den Sinn ihres eigenen Lebens zu suchen und um Werte zu finden, nach denen wir unsere Gesellschaft ausrichten können – wenn wir wollen. Es sind christliche Werte, von denen ich spreche, und zugleich sind sie universell: Gerechtigkeit, Empathie, Gewalt-

freiheit. Nebenbei werde ich Sie durchs Schlüsselloch schauen lassen, und Sie können eine Menge über das Leben im Orden, über die Kirche und den Glauben erfahren. Sie werden Einblicke in die sonst so geheime Klosterwelt bekommen, auch deren Schattenseiten werden nicht ausgelassen. Dabei möchte ich betonen, dass ich keine Theologin oder Kirchenhistorikerin bin und nur über Ausschnitte der kirchlichen Geschichte sprechen werde – und das aus meiner Sicht. Sie werden feststellen, dass diese Welt gar nicht so fremd ist, wie man vielleicht glaubt. Sie werden Ähnlichkeiten entdecken, bestimmte Zweifel und Kämpfe wiedererkennen, aber auch den Wunsch nach Sicherheit und Lebensfreude, der jeden Menschen antreibt.

Zugleich ist es ein Buch über die Liebe – Liebe zu mir selbst, zu anderen Menschen und vor allem: zu Gott. Ich habe meine Lebensmitte erreicht, bin sechsundvierzig Jahre alt – oder jung, wie ich immer wieder verbessert werde, etwa von meinen älteren Mitschwestern, die bereits jenseits der achtzig sind. Bei uns heißt es noch: «Die jungen Schwestern unter siebzig treffen sich heute Abend.» Das ist eine typische Ordenssicht, da sich der Altersdurchschnitt in den letzten zwanzig Jahren extrem nach oben verschoben hat. Jedenfalls habe ich ein gutes Alter, um auf den Weg zu schauen, den ich mit Gott gegangen bin, warum ich noch glaube und in der Kirche bin, warum ich so bin, wie ich bin. Es war nicht einfach, all dies festzuhalten, es war ein Ringen um jede freie Minute, da ich seit drei Jahren Kinderdorfmutter von fünf Kindern bin und nicht gerade Zeit im Überfluss habe.

Die vergangenen Jahre waren ein Auf und Ab. Ein Suchen und Ringen und immer wieder ein neu Finden. Daran möchte ich Sie teilhaben lassen. Ohne missionarischen Hintergrund. Im Gegenteil. Ich möchte Ihnen etwas von der Freiheit erzählen, die Sie als Mensch haben, die von Gott geschenkt ist. Die Freiheit, Entscheidungen zu treffen, sie zu widerrufen und einen eigenen Weg zu

finden. Meiner hat mich irgendwann ins Kloster und eben in ein Kinderdorf geführt. Ihrer vielleicht in eine Partnerschaft, einen Beruf, in ein ehrenamtliches Engagement, hinein in die oder hinaus aus der Kirche. Das Leben ist spannend. Also fange ich an, von meinem zu erzählen ...

# 1. Allein im Spukschloss – Nonnengeist trifft Hasenherz

Draußen auf dem Flur knarrt schon wieder ein Dielenbrett, der Wind rüttelt an dem etwas morschen Holzfenster direkt über meinem Schlafplatz. Etwas unheimlich ist sie, meine erste Nacht im Kloster, und ausgerechnet jetzt fallen mir alle möglichen Szenen aus einem Roman ein: *Der Name der Rose*. Hätte ich dieses Buch von Umberto Eco nicht gelesen, läge ich jetzt vielleicht entspannter in meinem altertümlichen Bett. Genau genommen befindet sich mein Gästezimmer nicht im Kloster selbst, sondern im Schloss nebenan. In ihm werden Besucher untergebracht, nicht allein die der Schwestern, sondern ebenso Urlaubsreisende, denn es wird zugleich als Hotel genutzt. Will man ganz genau sein, dann handelt es sich auch nur um ein halbes Schloss. Das herrschaftliche Anwesen sollte im Viereck gebaut werden, doch nach Fertigstellung des zweiten Flügels (dem Nordflügel, wo ich mich gerade befinde) um das Jahr 1600 ging den Besitzern das Geld aus.

In diesen Vorfrühlingstagen bin ich die einzige lebende Seele in dem Gebäudetrakt, oder etwa doch nicht? Schleicht da vielleicht jemand auf dem Flur herum? Es sollte niemand hier sein, aber das Knarzen hört nicht auf. Als wäre das noch nicht schlimm genug, zwingt mich ein menschliches Bedürfnis aus meinem Bett. Ich überwinde mich und öffne die Tür. Natürlich quietscht sie in den Angeln, und der breite Gang, der tagsüber freundlich und hell erschien, hat sich bei Dunkelheit in einen unheimlichen, düsteren

Korridor verwandelt. Er ist fast fünf Meter hoch, im diffusen Mondlicht, das durch die Fenster fällt, kann ich die Decke nicht erkennen. Nur stickige schwarze Finsternis da oben. Doch es nutzt nichts: ich muss.

Die dicken roten Läufer auf den dunklen Dielenbrettern schlucken meine Schritte. Weiter vorn höre ich ein leises Seufzen, obwohl kein Mensch zu erkennen ist, auch keine sonstige Erscheinung. Ich bleibe stehen, warte. Nichts geschieht. «Muss der Wind gewesen sein», murmle ich, um mir selbst Mut zu machen. Besonders warm ist es auch nicht in diesem Gemäuer, also weiter. Der Weg bis zur Toilette erscheint endlos, wenigstens ist sie kein mittelalterlicher Abort direkt an der Schlossmauer. Auf dem Rückweg bleibe ich kurz an einem der Fenster stehen – heute Nachmittag konnte ich von hier aus auf den gepflasterten Innenhof blicken, es war ein wirklich romantischer Anblick gewesen. Jetzt erkenne ich nur mein eigenes blasses Spiegelbild. Ich wage ein schnelles Lächeln – Angsthase, du. Gegenüber der Fensterfront befinden sich die Zimmer. Eins neben dem anderen. Verschlossen durch hohe Holztüren, hinter denen sich mit Sicherheit schon allerlei Geschichten abgespielt haben, über die ich nicht genauer nachdenken möchte – zumindest nicht im Moment.

Auf Zehenspitzen schleiche ich zurück zu meiner Kammer über dem tiefen Wassergraben. In meinem Nacken kribbelt es die ganze Zeit, und es würde mich nicht wundern, sollte ich dem Geist einer mürrisch dreinblickenden Nonne begegnen oder eines säbelschwingenden Grafen. Gerade als ich anfangen will, der gruseligen Situation etwas Komisches abzugewinnen, hallt ein dröhnender, dumpfer Schlag durch die Nacht. Es ist nur die Schlossuhr, wie ich bald begreife, doch ich erschrecke mich fast zu Tode. Die letzten Meter bis zu meinem Zimmer renne ich, egal wie lächerlich das ist, und schlage die Tür hinter mir zu. Gerettet!

Rasch lasse ich mich wieder ins Bett fallen. Mein Blick streift das

Holzkreuz über dem Fußende. Es ist nicht die einzige Wanddekoration. Auf der anderen Seite des Zimmers befindet sich ein uraltes, stark rissiges Ölgemälde, das einen Herrn zu Pferd zeigt, der stolz auf den Betrachter – in diesem Fall auf mich – herabblickt. Etwas hochmütig, wie mir scheint. Vielleicht einer der ehemaligen Eigentümer des Anwesens? Wahrscheinlich hält auch er mich für einen Angsthasen. Erneut schaue ich zum Kreuz: «Hey, Jesus», flüstere ich, «bin ich froh, dass du auch hier bist.» Beruhigt, in dieser ersten Klostersnacht nicht allein zu sein, schlafe ich schließlich ein.

Andere Mädchen und Jungen in meinem Alter (damals war ich gerade sechzehn) verbrachten ihre Ferien mit organisierten Jugendfreizeiten. Ich dagegen war in einem Kloster gelandet. Wie kam es dazu? «Schuld» war meine Freundin Marie. Seit der siebten Klasse kannten wir uns, zunächst nur vom Sehen, sie besuchte die Parallelklasse. In der Oberstufe hatten wir dann einige Fächer zusammen, und unsere Freundschaft begann schließlich mit einem Butterbrottausch im Bio-Kurs: Jeden Tag hatte ich belegte Brote dabei, die ich mit den Jahren langweilig fand. Der große Hit waren für mich aber die Brötchen mit dem eingequetschten Mohrenkopf (politisch korrekt heißen sie heute zu Recht Schokoküsse), und Marie hatte fast täglich ein solches Brötchen in ihrer Tasche – bis auch sie genug davon hatte. Meine herzhaften Stullen mit Wurst oder Käse waren mehr nach ihrem Geschmack, und ich freute mich über die süße Abwechslung. So waren wir von Anfang an in gutem Einvernehmen. Nicht nur Liebe, sondern auch Freundschaft kann durch den Magen gehen.

Im letzten Schuljahr trafen wir uns oft, lernten zusammen oder schwatzten nur. Wir waren in einer vergleichbaren Situation: Ich hatte eine Ausbildung als Kinderkrankenschwester in Aussicht, sie wollte Arzthelferin werden. Ähnlich wie ich hatte sie eine Fast-Zusage in der Tasche, doch wir beide waren noch zu jung, um

sofort anfangen zu können. Wir mussten die Zeit bis zum achtzehnten Geburtstag überbrücken. Ich wollte mir bis dahin grundlegende Kenntnisse in der Hauswirtschaft aneignen und hätte dann am liebsten als Au-pair ein Jahr im Ausland verbracht, doch die Familie mit den drei kleinen Kindern, bei der ich mich bewarb, zog am Ende leider nur nach Bonn. Marie hatte da eindeutig mehr Glück.

«Ich gehe für ein Jahr weg», erklärte sie.

Wir saßen wie in jeder großen Pause auf einer Bank im Schulhof. Marie hatte gerade mit anerkennendem Blick mein Pausenbrot auf und wieder zugeklappt. Leberwurst. Prima. Ich vergaß für einen Moment zu kauen.

«Für dein Praktikum? Wohin gehst du?»

«Ins Taka-Tuka-Land natürlich», sagte sie grinsend. Das Taka-Tuka-Land ist die Heimat von Pippi Langstrumpfs Vater, dort besiegt sie die Piraten und rettet den Schatz. Für uns war es ein Synonym für einen Ort der Freiheit. Dann fügte sie hinzu: «Nee, nach Dänemark.»

«Hui», sagte ich. «Super. In den Norden! Wohin denn genau?»

«Nach Jütland. Liegt direkt am Meer.»

«Und was machst du da? Fängst du in einer Arztpraxis an?»

«Nein. Ich gehe in ein Kloster.»

«Wirklich? Das ist bestimmt nicht dein Ernst!»

«Doch, mir ist es ganz ernst.»

Eigentlich hatte ich überhaupt keine eigene Meinung, was das Leben in einem Kloster betraf, ich hatte auch noch nie eins von innen gesehen. Meine Vorstellungen, die ich bis zu diesem Zeitpunkt hatte, waren durch Romane geprägt, in denen Klöster eine wunderbare altertümliche Kulisse für Mord und Totschlag abgaben. Auch ein Film war mir in Erinnerung geblieben, *Geschichte einer Nonne*; darin werden Schwester Lukas, gespielt von Audrey Hepburn, die Haare abrasiert, als sie das Gelübde ablegt. In diesem Drama

von 1959 hatte ich erfahren, dass klösterlicher Gehorsam und das Gebot der Nächstenliebe nicht unbedingt kompatibel sind. Letztlich vermutete ich, dass in Klöstern unzufriedene Männer und Frauen den ganzen Tag beteten, um der Welt zu entfliehen. Heute muss ich über solche Klischees schmunzeln, insbesondere dann, wenn andere mir genau von solchen Gemeinplätzen erzählen, die ich selbst einmal vertrat. Sie stimmen weitgehend nicht, halten sich aber hartnäckig. Vereinzelt gibt es vielleicht Häuser, in denen die Farbe des Alltags Grau ist und das Motto der Bewohner Weltflucht, aber die Mehrzahl der Ordensleute, die ich kennengelernt habe, ist anders.

Tatsächlich war Weltflucht einer der Hauptgründe für die Anfänge der Klöster – und einst ein sehr respektables Motiv. Heute würde man Menschen mit einem derartigen Anliegen vielleicht Aussteiger nennen. Den ersten Eremiten ging es aber nicht so sehr um ein Davonlaufen *vor* etwas, sondern sie wollten mit aller Kraft *hin* zu Gott, und dafür wollten sie sich von der Welt und ihren Versuchungen abschirmen. Vor allem geschah das in Ägypten, in den Wüsten jenseits des Nils. Wüstenväter nannte man sie, und Athanasius von Alexandria lieferte mit seiner Lebensgeschichte des heiligen Antonius (geboren um 251) zum ersten Mal die Beschreibung eines Mönchs, der sich als Eremit in die Einöde zurückgezogen hatte, um allein durch seinen Lebenswandel Heiligkeit zu erringen.

Das war eine ganz neue Idee, denn als heilig galten in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten nur die Märtyrer. Weil die frühen Christen sowohl den Kriegsdienst wie auch den Kaiserkult ablehnten oder ihren Glauben nicht verleugnen wollten, wurden Christen verfolgt und viele mit dem Tode bestraft. Es gab damals weder Kirchenbauten noch offizielle Riten, alles vollzog sich im Geheimen und hinter verschlossenen Türen. Auf einer Reise durch die Türkei 2011, im Rahmen einer Fernsehdokumen-



tation, sah ich den Ort, wo Petrus und Paulus die erste Kirche der Welt gründeten. Einen Altar und schöne Bildnisse an den Wänden suchte ich vergeblich, diese erste Kirche war nichts weiter als eine winzig kleine Steinhöhle. Die Sankt-Petrus-Grotte befindet sich in Antakya, dem früheren Antiochia, einer Stadt, in der seit uralten Zeiten Juden, Christen und Muslime friedlich miteinander leben. Als ich in dem kleinen schmucklosen Raum stand, der gerade Platz für eine Handvoll Menschen bietet, war ich tief berührt. Diese Schlichtheit war kraftvoller als jeder prachtvolle Kirchenbau späterer Epochen. Von hier aus wurde (auch meine) christliche Geschichte geschrieben. Und wie bei allen frühchristlichen Versammlungsorten gab es an diesem Ort einen versteckten Ausgang, einen Fluchtweg.

In dieser Höhle hatten sie einst gegessen, das Mahl gehalten und Geschichten über Jesus erzählt, um ihn nicht zu vergessen. Was für eine unglaubliche Strahlkraft ging von diesem unscheinbaren Ort aus. Kaum zu glauben, aber so hat Kirche angefangen: klein, und ständig bestand die Gefahr, dass diejenigen, die sich versammelten, dafür mit ihrem Leben bezahlen mussten. Von daher die Fluchtwege. Doch die «Eselsanbeter», wie Christen von ihren Gegnern genannt wurden, gingen, wenn sie gefasst wurden, so unbeirrbar und tapfer in den Tod, dass auf jeden «Blutzeugen» Dutzende neue Bekehrte kamen. In dem kitschigen, aber dennoch beeindruckenden amerikanischen Film *Quo vadis* von Regisseur Mervyn LeRoy, in dem es unter anderem um die Christenverfolgung durch Kaiser Nero geht, singen die Verurteilten sogar in der Arena von Rom, bevor sie den Löwen zum Fraß vorgeworfen werden. Der Tod hatte angesichts der versprochenen Auferstehung des Leibes an Bedrohung verloren. Einer meiner späteren Lehrer in Kirchengeschichte erzählte uns, dass es Zeiten gab, in denen es sogar erstrebenswert war, Märtyrer zu werden, nach dem Motto: «Na, was wirst du denn mal?» – «Ich werde die Tischlerei meines

Vaters übernehmen.» – «Und du?» – «Ach, ich gehe nach Rom und werde Märtyrer.»

Der Eremit Antonius, der aus einer Familie koptischer Christen stammte, verkörperte *den* Typus einer noch jungen Religion. Seine Lebensgeschichte gehört zu den Gründungsmythen des Mönchtums und wird sogar als Keimzelle klösterlicher Besitzlosigkeit angesehen. In einer Kirche hatte er die Geschichte von Jesus und dem reichen Jüngling gehört. Der Jüngling fragt Jesus: «Was muss ich tun, um das ewige Leben zu gewinnen?» Es war eine interessante Frage für einen jungen Mann. Er wollte nicht wissen, was zu tun sei, um eine nette Frau zu finden oder wie er Macht gewinnen könne. Das Leben zu gewinnen, dazu noch das ewige, war für ihn das große Los. Ihm fehlte genau das, was man mit Geld nicht kaufen kann.

Die Antwort Jesu war einfach: «Halte die Gebote!»

«Welche?», fragte der Mann.

Jesus nannte ihm die Zehn Gebote, als Erstes: «Du sollst nicht töten.» Dann: «Du sollst nicht die Ehe brechen, nicht stehlen, du sollst nicht falsch aussagen, du sollst Vater und Mutter ehren.» Anschließend folgte noch das besonders jesuanische Gebot: «Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.» Keine einfachen Gebote, wenn man mich fragt. Doch der jugendliche Sucher hatte offenbar noch nicht so viel Gelegenheit gehabt, Todsünden zu begehen, und war ganz optimistisch gestimmt:

«Alle diese Gebote habe ich befolgt. Sonst noch was?»

Jesus antwortete: «Wenn du vollkommen sein willst, geh, verkauf deinen Besitz und gib das Geld den Armen; so wirst du einen bleibenden Schatz im Himmel haben; dann komm und folge mir nach.» (Mt, 19,21)

Das ist nicht ohne, auch für den Jüngling, der nach dem Himmelreich gefragt hatte. Es heißt, er sei betrübt von dannen gegangen, denn er hatte viele Güter. Damals wie heute ist

der Auftrag Jesu ungefähr das Gegenteil von dem, was wir als vernünftig bezeichnen würden – oder? Waren die Hippies in den Sechzigerjahren vernünftig, als sie gegen den Vietnamkrieg protestierten und in Landkommunen zogen? Einige dieser Gemeinschaften existieren noch heute. Die Urchristen haben genau dasselbe getan; und sie haben darüber hinaus allen Besitz miteinander geteilt. Die jungen Leute, die als Teil der Occupy-Bewegung wochenlang vor den Banken campierten und demonstrierten – ging und geht es denen nicht ebenfalls um einen bleibenden Schatz, nämlich um mehr Gerechtigkeit bei der Verteilung der Güter dieser Erde? Das ist christlicher, als das Recht auf Besitz zu einem Menschenrecht zu erklären – was sicherlich einmal mit guten Absichten verbunden war, faktisch jedoch nur wenigen dient. Damit ist es aber kein Menschenrecht, sondern es schützt vor allem die Minderheit der Reichen. Dass diese laut Jesus niemals in den Himmel kommen können, bringt jenen, die aktuell hungern und darben müssen, keinen wirklichen Trost, es sei denn, man vertraut auf die Worte Jesu, dass im ewigen Leben die Letzten die Ersten sein werden. Doch selbst das darf keine Ausrede sein, um im Diesseits nichts gegen die Armut zu tun!

Noch einmal zurück zu Antonius: Er war bekannt für seine rigorose Askese (so schloss er sich einmal für längere Zeit in einem Grab ein), auch für seine Streitgespräche mit Dämonen und Teufeln, aus denen er – manchmal nur knapp – siegreich hervorging. Schon bald sammelten sich Schüler und Verehrer um ihn, und obwohl er nicht der Erste seiner Art war, zogen sich mehr und mehr Gottesucher aus dem Trubel menschlicher Ansiedlungen zurück, übrigens auch von der frischgegründeten Amtskirche: Keinesfalls waren sie bereit, sich von irgendwelchen Bischöfen vorschreiben zu lassen, woran sie zu glauben und wie sie zu leben hätten. Christ zu sein hieß, Freigeist zu sein!

Manche Asketen wanderten gern herum, andere wieder lebten

auf Felsen, auf Säulen (die berühmten Säulenheiligen), auf Bäumen. Oder sie mauerten sich ein und ließen sich durch eine kleine Luke ein spärliches Mahl reichen, gerade genug, um nicht zu verhungern – das waren die sogenannten Inklusen, die Eingeschlossenen. Einige waren nackt wie die Sadhus, die heiligen Männer in Indien, denn je karger das irdische Leben sich gestaltete, desto größer war der verheißene Lohn im Himmel. Ganz im Sinne der Geschichte vom reichen Jüngling.

In der Wüste war es still, niemand störte das Gebet, und für die Versuchung eines Krugs voller Wein hätte man weit laufen müssen. Bis heute werden spirituelle Seminare in Wüstengegenden angeboten, und Menschen, die der Leere großer Landschaften begegnet sind, sprechen häufig von einem überwältigenden Gefühl der Gottesnähe. Entsprechend kamen die frommen Eremiten dem Himmel näher als jeder andere Mensch, und diese Unmittelbarkeit versprach Erlösung.

Im Westen des Römischen Reichs gab es eine ähnliche Entwicklung, wobei sich hier von Anfang an größere Gemeinschaften im städtischen Raum bildeten. Die Grundregeln ähnelten sich: Weltliche Dinge wurden als Ablenkung von Gott betrachtet. Reichtum, Glücksspiel, Alkohol und sinnliche Vergnügungen wie Sex mussten aufgegeben werden, denn all das betäubte nur den menschlichen Geist, verunreinigte den Körper und hielt den Menschen in Abhängigkeit von äußerlichen Dingen. Viele dieser Gedanken zur Weltabgeschiedenheit stammten vom Apostel Paulus, dem ersten PR-Manager des jungen Christentums. Er hatte die Menschen in seinen Briefen aufgefordert, den alten «Adam», der aus Erde gemacht war, hinter sich zu lassen und durch die Taufe zu einem neuen Menschen zu werden, der dem Himmel zugehörte. Da man allgemein annahm, dass Jesus bald wiederkommen und die Gottesherrschaft errichten würde, wollte man ein möglichst minimales Sündenkonto aufweisen, wenn der Tag des Letzten Gerichts

anbrach. Alles, was nicht «himmlisch» war, sollte bis dahin unterlassen werden.

Diesbezüglich folgten die frühen Gruppen ihren eigenen Regeln, und die konnten sehr unterschiedlich sein. Zum ersten «Kirchenstreit» kam es schon wenige Jahre nach Jesu Tod, als die Grundsatzfrage entschieden werden musste: Muss man Jude (und beschnitten) sein, um Anhänger von Jesus sein zu können, oder richtet sich seine Aufforderung «Folge mir nach!» an alle Menschen? In der Apostelgeschichte wird diese Frage durch den Heiligen Geist beantwortet, der einfach begann, Menschen zu «besuchen», die nicht jüdischen Glaubens waren – und so stand der weltweiten Verbreitung einer Lehre eines Wanderpredigers aus Palästina nichts mehr im Wege.

Kurz danach fing man an, die Geschichte von Jesus aufzuschreiben – er selbst hatte keine schriftlichen Aufzeichnungen hinterlassen, und jene, die ihn noch gekannt hatten, starben langsam aus. Abermals wurde gestritten, nun um die verbindliche Zusammensetzung des Neuen Testaments. Es gab etliche apokryphe Schriften (auf Klosterisch: verborgene Schriften), die es aus den unterschiedlichsten Gründen nicht in den offiziellen Kanon der Bibel geschafft haben. Doch als im 4. Jahrhundert die Reihenfolge der Bücher endlich ausdiskutiert war, machten die Christen schon etwa ein Zehntel der Bevölkerung im Römischen Reich aus, obwohl sie weiterhin gefährdet waren. Das Blatt wendete sich erst, als Kaiser Konstantin I. am 28. Oktober 312 in Italien die erste Schlacht im Zeichen des Kreuzes für sich entschied. Die konstantinische Wende ebnete den ursprünglich Verfolgten den Weg zur Staatsreligion, und der dankbare Kaiser ließ – ganz nach römischer Tradition – dem siegreichen Gott und seinem Sohn zu Ehren die Grabeskirche in Jerusalem und die Geburtskirche in Bethlehem erbauen, ebenso wie den ersten Petersdom in Rom, der heute aber nicht mehr existiert.